

Über den Verlust geliebter Dinge

Brief eines Dichters an einen Künstler

Von ELSE LUNKENHEIMER

Mein Freund, es hat mir weh ans Herz gegriffen, als ich Ihre kurze Mitteilung las: „Ich habe durch den Krieg alles, alles verloren . . .“ Wie viele Tausende berichten heute ihren Freunden in den gleichen, klanglosen Worten, daß ihnen ihre heimlichste Welt zerstört wurde, in der sie innig gewurzelt, liebend und geliebt geblüht, und aus der sie Frucht hinausgetragen haben in die Welt der andern. Sie stehen jetzt ohne einen Ort, an den sie eigenstes Heimrecht haben.

Und in dieser unabsehbaren Schar sehe ich auch Sie stehen, dem sein Heim in besonderem Maße Ausdruck seines Selbst gewesen, weil es zum guten Teil Ihrem Gestalt schauenden Geist, Ihrer Form gebenden Hand entsprungen ist. Wie anders ist uns ein Möbelstück, ein Gebrauchsgerät verbunden, wenn wir es selbst geformt, gefügt, geziert haben. Dies alles fühle ich Ihnen schmerzhaft lebendig nach, Sie wissen es.

Aber ich erschrak und wurde innerlich eine Weile stumm, als ich weiterlas: „Ach, hätte ich doch mit meinen geliebten Dingen Abschied nehmen können.“

Diese Stummheit blieb zuerst in meiner Seele wie ein Wasser, das von jähem Frost plötzlich mit einer Eisschicht überzogen und in seiner Bewegung gewürgt wird. Ich blieb traurig, fröstelnd unter Ihren Worten. Dann aber quoll aus meinem Grunde eine neue Welle, durchdrang die kalte Flut und durchbrach ihre Eisschicht. Lassen Sie mich Ihnen dieses Wogen in Worten eines Freundesbriefes ausgießen; vielleicht lassen manche von ihnen, die aus dem erworbenen Besitz eines Menschen kommen, der gelitten hat, Wärme in Ihre verstörte, nicht begreifende Seele strömen, so daß die beraubte, erstarrte wieder blühen kann.

Ich weiß, Sie gehören weder zu den kalten, dumpfen Menschen, die kein persönliches Verhältnis zu den Dingen haben, noch zu den oberflächlichen, die in ihnen sich verlieren. Sie sind innerlich und religiös veranlagt und sprechen Ihr Wort zur Welt aus christlicher Haltung. Und endlich das, was mich am stärksten zwingt, mein Wort Ihrem müden entgegengehen zu lassen zum Austausch: Sie sind Dichter wie ich, und ich glaube, wir werden uns verstehen und gemeinsam den Blick und die Haltung finden gegenüber der Zertrümmerung des Wertvollen, die uns dennoch nicht als Beraubte, sondern als innerlich freier und reicher Gewordene zurücklassen soll.

Ich weiß ja gut, wieviel anders und tiefer dem künstlerischen Menschen das Schöne Bedürfnis seines Wesens, unmittelbarer Ausdruck seines geistigen Erkennens ist, für dessen Wert und Würde ihm nur das Schönste als angemessenes Gefäß genügt, so wie wir edlen Wein nur aus wertvollem

Kelch trinken wollen. So bedürfen wir der schönen Dinge zur Kultur unseres täglichen Lebens stark und durstig.

Wir wissen als Künstler ja tiefer um die Dinge, hören ihren Herzruf, der wie der Ruf alles Geschaffenen der Ruf nach Erlösung ist. „Die Kunst ist der dunkle Wunsch aller Dinge“, sagt Rilke. Sehen wir nicht, mein Dichterfreund, „den Lichttrand um die Erdendinge, der uns bezeuget ihren ew'gen Kern?“ So spreche ich in einem Gedicht zu einer Freundin, die die Gnade künstlerischen Sehens und Empfindens hat. Wir wissen, daß die Urbilder der Dinge aus dem göttlichen Geiste stammen, in dem sie Leben sind. Aus ihnen sind die Dinge gemacht, und der Geist des Künstlers erlöst sie von der Verfinsterung und Vertrübung der versehrten Schöpfung, indem er sie in seinem Werke durchsichtig macht, daß alle „ihren ew'gen Kern“ sehen. Wenn wir aber die Wesensbilder in unserm Geist besitzen, reiner und klarer als die meisten, sind wir dann nicht ihres Besitzes sicher, auch wenn uns ihre äußere Gestalt zerschlagen wird?

Die Dinge, die ihre Hand geformt hat — der festliche Schrank mit seinen Schmuckornamenten, der ernste, dunkle Schrein mit dem schlanken, schön gemaserten Holzleuchter, die geschnitzte Säule, die die Michelangelo-Plastik des Sklaven trug, die metallbeschlagene Truhe mit dem eigenartigen, schwer zu enträtselnden Schloß, das Ihre Geheimnisse hütete — die Wesensbilder all dieser kostbaren Dinge ersann Ihr Geist in innerer Schau und liebte sie schon, ehe Ihre formende Hand ihnen Leben gab. Nun verloren Sie ihre konkrete Gestalt, aber ihre geistige Gestalt behalten Sie so, wie die wenigsten Menschen die Dinge überhaupt besitzen. Bleiben nicht auch so die Menschen in der Liebe unser eigen, wenn uns der Tod ihre Gestalt ins Dunkel entreißt?

Auch mir, mein Freund, raubte der Krieg außer den notwendigsten die liebsten und wertvollsten Dinge, viele von Kunst- und Erinnerungswert, früher täglich zum Dienst und zur Augenlaber mir hingegeben. Viele von ihnen waren die Gabe geliebter Toten, und um ihretwillen, aus deren Hand ich sie einst empfang, und die mir darum geweiht waren, zuckt mein Herz heute noch weh beim Gedanken an ihren Verlust. Aber ich erwerbe mir diese Dinge auf eine neue, tiefere Art, so wie ich sie früher, da ich mich ihrer bediente, nicht besaß. Ich will Ihnen aus vielen Fällen derartiger innerer Aneignung einige herausgreifen.

Wieder nehme ich aus der Hand meiner Mutter das schöne, handgehämmerte Messingtablett, ein Stück edlen Kunstgewerbes, das sie, die mit sicherstem Geschmack Begabte, mir einmal strahlend schenkte, als ich nach langer Abwesenheit nach Hause zurückkehrte. Und als mich Krankheit durch Jahre ans Lager fesselte — wie oft hat die Geliebte mir auf diesem Tablett das Essen gereicht, damit mein schönheitsdurstiges Auge sich freue. Nun ist das kostbare Stück verloren. Aber, Mutter, deine Gabe wird Symbol deiner unermüdlich dienenden, hegenden Liebe. War nicht dein ganzes schmerzenvolles Leben so, hingebreitet vor mich, vor uns, bedeckt mit den

Gaben deiner immer erneuerten, immer klarer und süßer werdenden, selbstentäußernden Liebe?

Und in dem hellglänzenden Metallkelch, versilbert im Innern, verschlossen mit einem inneren flachen und einem äußeren hochgewölbten Deckel — ist nicht in diesem Geschenk meines verstorbenen Bruders seine treue Verbundenheit versinnbildet, die mit herber Mannesverschlossenheit zarte, überlegende Sorge für die kranke, geistig entbehrende Schwester einhüllte? — Die schwere Kristallschale in Form eines Taufbeckens, in einfach ernsten Ornamenten geschliffen, auch sie ging verloren. Vor vielen Jahren schenkte mein Vater sie der Mutter zu einem persönlichen Fest. Wie oft habe ich sie mit feinfarbigem Rosen gefüllt, eingesteckt in einen aus Silberdraht gebildeten Gitterkreis. Das letzte Mal — es war schon im Kriege, kurz bevor wir dies alles verloren — schmückte ich die Schale mit weißen und mattgelben Knospen von Rankrosen, von zitterndem Adiantum zart belebt, und ich empfand, sie passe als Schmuck auf eine Hochzeits-tafel. Und so steht die Schale immer in meiner Seele, mit diesem Blumen-schmuck, Sinnbild der bräutlichen Zartheit, die über der Liebe der Eltern lag. . . .

Ich könnte solche Beispiele mühelos vervielfältigen.

Mein trauernder Freund, besitzen Sie nicht auch die Möglichkeit, sich Ihre geliebten Dinge aufs neue zu erwerben in der verklärten Gestalt des Symbols, und den jetzt so öden, verhangenen Raum Ihrer Seele neu zu schmücken? So statten uns die Dinge, weil wir sie als Sinnbilder innerer Werte hegten und liebten, ihren Dank ab durch ein fortdauerndes Leben in unserer Seele. Ihr Sinn besteht weiter, weil er ewig ist, nachdem uns das Bild zerschlagen wurde: als Sinnbild.

Und dieser Sinn muß in uns keimen und Frucht bringen. Jetzt muß in uns erkennbar werden, ob wir wahre Kultur besitzen, ob uns die äußeren Kulturdinge nur Mittel für unser Behagen waren, oft vielleicht nur Krücken unserer Bequemlichkeit und inneren Armseligkeit, oder keimfähige Organismen. Waren wir künstlicher Asphalt, der nicht Feuchtigkeit einsaugen konnte, oder guter Naturboden, der durchfeuchtet wurde und nun Frucht entwickeln kann? Haben uns die zerstörten Dinge verarmt zurückgelassen nach ihrem Sterben oder bereichert? Haben sie uns wirklich kultiviert, also unsere Natur bereitet und hineingebildet in eine höhere Ordnung im geistigen Bezirk? Dann haben wir die Dinge im rechten, würdigen Gebrauch besessen; wir haben uns und sie geadelt, sie wurden uns Kulturvermittler.

Und dann kann uns auch die primitivste Lebensform, zu der wir heute ja vielfach gezwungen sind, nicht kulturlos machen, auch wenn uns schönes Porzellan, silberne Bestecke und Damastgedecke fehlen. — Waren uns die Dinge gehaltvoller Trank, dann wirkt er weiter in uns als Kraftspender, nachdem die Kelche zerbrochen sind.

Vielleicht sagen Sie, Freund, daß dennoch, auch wenn wir uns um solche

Form inneren, umgewandelten Besitzes mühen, die Entbehrung allzu spürbar bleibt im täglichen, notdürftigen, eingeengten Existieren, das uns nicht von unseren Pflichten befreit, nachdem die früheren Erleichterungen und Freuden fehlen. — Ja, ich weiß darum und verschleierte nicht die Tatsache, daß unser heutiges Leben auch bei solcher Einstellung unvergleichbar härter bleibt und stündlich Entsagung von uns fordert ohne Möglichkeit einer Flucht oder Wahl. Aber jedes Hinaufsteigen will erkaufte sein; Neuerwerb setzt Verzicht voraus.

Und diesen Neuerwerb sehe ich in der Zunahme von sittlicher Kraft, in die der Verzicht auf geliebte Dinge sich verwandeln kann. Diese Umwandlung müssen wir bewußt als Aufgabe ansehen, deren Lösung uns Schmerz und ständiges Entbehren kostet. Doch mir scheint, der Gewinn größerer innerer Freiheit und Unabhängigkeit ist den Preis wert. Wer wollte es leugnen — war unsere Liebe zu den Gebrauchsgütern auch geordnet und erlaubt und also gut, so bedeutete diese Bindung doch verborgen und meist wohl uneingestanden eine Hemmung, ein Verhaftetsein, die die Gefahr der Abhängigkeit bargen und ihr unmerkbar auch verfielen. Es war sicher bei den Gutgesinnten nicht so, daß dadurch Pflichten verletzt wurden; wir teilten auch andern mit. Aber wir gewannen auch nicht die letzte Freiheit den Gütern gegenüber, die Paulus so bezeichnet: die Dinge besitzen, als ob wir sie nicht besäßen. Zur letzten Freiheit öffnet sich uns schwachen Menschen meist erst dann die Tür, wenn ein über uns verhängter Verlust mit Gewalt einleitet, wozu unser schwacher Wille sich nur zögernd entschließt.

Nun aber hat das Schicksal — und der es sendet, ist ja Gott — plötzlich eingegriffen und uns zur Entscheidung angerufen. Es hat uns die Möglichkeit gegeben, durch Zerschneiden der feinen Herzensbände zu den Dingen frei zu werden für andere, höhere Aufgaben. Es hat unsern innern Raum durch das Herausreißen der Güter weit gemacht, damit wir uns in ihm freier bewegen und ihn neu ordnen und ausstatten können mit Werten der Seele: der Selbstentäußerung, dem einführenden Verständnis anderer Be-raubter, der tröstenden Liebe. Wir können das unfreiwillig Erlittene zur innerlich freien Entscheidung machen, das hart Erzwungene zur selbstständigen Tat, zur Wert-Tat. Wir sind angerufen zum Aufstieg — sollen wir diesem gedämpften Rufe nicht folgen, wenn auch der Pfad steinig ist und wenig behagliche Rast bietet? — Unsere Hände sind noch im schnüchtigen Greifen und Festhaltenwollen der gewohnten Reichtümer verkrampft; wir müssen sie lockern und zur Schale runden, um das neue Quellwasser aufzufangen, das auch auf dem rauhen Pfade sprudelt.

Ich sehe Sie aus weiter Ferne an, mein Freund, und harre Ihrer Antwort. Ihre tief nach innen gekehrten, vergrübelten Augen erwidern meinen Blick ohne Wort. . . . Ich weiß, Sie sind noch zu wund, um antworten, um sich entscheiden zu können. Eines nur hoffe ich: Daß Ihr Schmerz um Ihr verlorenes Gut nicht mehr so brennt, daß er den Wunsch des persönlichen

Abschieds in Ihnen wach hält. Mein Freund, Sie leben und können noch Aufgaben erfüllen, auch ohne Ihren äußeren Besitz, aus Ihrem innersten Reichtum heraus. Sollen wir nicht dem neuen Anrufe folgen? Spüren Sie nicht die Lockung des Gipfels? Dieser Anruf ergeht im besonderen an den Dichter, den Künstler, der sich nicht verweigern darf. Denn ihm erstet aus der Begnadung zu klarerer Überschau auch die Verpflichtung, die Wege zu höherem Ziel selbst zu gehen. Ach, ist es nicht herrlich, immer wieder neue Ziele zu haben, neue Wege zu entdecken — herrlich, daß uns aus Erzwungenem neuer Reichtum erwachsen kann? Ewiger Wechsel — ewiges Werden, solange wir im irdischen Bereiche stehen. Noch ward Ihnen kein Ruf aus dem andern Leben, aber dieses Leben ruft Sie. . . .

Vor mir auf meinem Schreibtisch — es ist nur ein Ersatz für meinen zerstörten — liegt neben Ihrer Karte mit jener Mitteilung eine Spruchkarte in Kunstschrift, die mir zufällig wieder in die Hände kam. Es ist ein Ausspruch Meister Eckharts:

„Ich spreche zuweilen ein Wort: wer von der Welt das Allerwenigste besitzt, der besitzet von ihr am allermeisten. Niemandem ist die ganze Welt so zu eigen, wie dem, der die ganze Welt gelassen hat.“ — — Und beim Blättern in des erfahrenen Mystikers Schriften — auch ich habe wie Sie meine große Bibliothek verloren und nur wenige Bücher gerettet — fand ich wie bei allen Lehrern des geistlichen Lebens immer wieder die Forderung der inneren Besitzlosigkeit als Ruf Gottes, um alles zu gewinnen.

Ich schreibe Ihnen einige seiner Aussprüche hin, die mich ernst-froh machten. Hören Sie, lieber Freund, der Sie ja das Ohr haben für den religiösen Klang von Wort und Ding — sie sind ja Klang vom ewigen Wort:

Aus den „Reden der Unterweisung“:

„Wir sollen alle Dinge nur so haben, als ob sie uns geliehen wären und nicht gegeben. — Der ist viel seliger, der alle Dinge entbehren kann und ihrer nicht bedarf, als der, welcher alle Dinge in Besitz genommen hat, weil er sie braucht.“

Aus dem „Buch der göttlichen Tröstung“:

„Nun sage ich weiter, daß alles Leid kommt von der Liebe zu dem, was der Verlust mir genommen hat. — Nun sage ich: da nun einmal dem Menschen alles, was gut und tröstlich ist, nur auf Borg geliehen war, was hat er sich dann eigentlich zu beklagen, wenn Gott es wieder nimmt oder nehmen will? Er sollte Gott danken, daß er es ihm so lange geliehen hat.“

Vielleicht halten Sie mir in Ihrer Trostlosigkeit entgegen, das seien Ratschläge und Regeln für Ordensleute, die freiwillig die Armut erwählen, aber nicht für Menschen, die ohne gewaltsame Unterdrückung ihrer natürlichen Neigungen sich entfaltet haben.

Allein Sie wissen, wie kulturbejahend und -bedürftig ich selbst bin, daß ich immer die harmonische Entfaltung aller natürlichen Kräfte als ideale Forderung für den Christen angesehen habe. Und dann — das Ideal der christlichen Persönlichkeit ist das gleiche für Welt- und Ordensstand; nur

die Mittel, die Wege sind verschieden. Und es scheint doch, als sollten wir uns heute wieder auf die letzten, einfachen Grundwahrheiten besinnen, die so verwässert, auf die Grundgebote, die so überkrustet waren und die sich so bequem lockern ließen, daß man sich auch ohne spürbare Einzwängung das Bewußtsein christlichen Wandels erschleichen konnte. Wir waren äußerlich, flach, seicht geworden; unser Seelenland drohte zu versanden. So mußte eine Sturmflut kommen, die alles verschlang, was nicht felsig fest war. Es hat mich schon früh im Kriege, als die Beraubung der Einzelnen, Schuldlosen so ungeheure Ausmaße annahm, nachdenklich gemacht, ob nicht in diesem Geschehen der Schöpfer der Menschheit vergessene oder verschüttete Grundwahrheiten wie mit Posaunenton neu einprägen wolle — daß er uns alle, die wir im Gestrüpp der Erdendinge uns verloren, wieder heimholen wolle auf den Hauptweg mit seinem unveränderten Ewigkeitsweiser, einfach für den Einfachen und voll Tiefe für den Tiefen: Du sollst Gott lieben über alles und deinen Nächsten wie dich selbst! —

Sie sehen, mein Freund, ich komme, je weiter ich diese Fragen der Besitzlosigkeit in die Tiefe verfolge, immer mehr ins Religiöse hinein, und erst hier gewinnen sie ihre volle Standfestigkeit, so wie ein Körper um so fester steht, je tiefer sein Schwerpunkt liegt. Die Wurzel aller sittlichen Erkenntnisse saugt ihre Nahrung aus der Religion; und unsere Natur ist darauf hingeeordnet, so daß sie diese Lösung nicht als widersprechend empfindet, sondern als ihre Erfüllung und letzte Entfaltung. Das Ideal der christlichen Persönlichkeit steht nicht in Widerspruch zum Natürlichen, es ist seine Vollendung und höhere Stufe.

Standen nicht unsere geliebten Dinge manchmal heimlich im Wege — gehörte unsere Liebe nicht zuerst ihnen und erst dann den Menschen? Nicht in grober Verletzung unserer Pflichten, aber in verborgener, uneingestandener Fesselung? Die klare Stufenfolge der Werte, die wir verschoben und unkenntlich gemacht hatten, sie ist in diesem wuchtigen Schicksalssturm wieder freigelegt: die oberste Stufe bildet der religiöse Wert.

Und so ist der Anruf dieser Zeitenwende, da Altes zerbröckelt stürzt und Neues seine Form bilden will, im letzten ein religiöser, von so gewaltiger Unmittelbarkeit, wie selten einmal von Gott an uns alle gestellt. Wer Ohren hat, der höre! Scheint es nicht, als seien wir, die Beraubten, an erster Stelle angerufen? Kann dies nicht eine Bevorzugung sein, eine Bevorzugung der Kinder Gottes? Und dürfen wir uns dem Anruf versagen, wenn wir ihn verstehen...?

Mein Dichterfreund, Gott schenkte uns die Gnade der inneren Schau, der Gestaltung im Wort. Diese Gnade verpflichtet, unsere tiefere Einsicht in die höhere Tat umzusetzen. Und diese Tat ist die der Liebe. Hören Sie die Klage der Liebe aus Trümmern, aus Kellern hallen, wo Menschen leben als Beraubte, Heimatlose, Verzweifelte, körperlich und seelisch Hungernde, als Entwurzelte? Kommt Ihr Herz nicht ins Schwingen durch die Schallwellen dieser Klage, das Herz des Menschen und des Dichters?

Kommen Sie, mein Freund! Lösen Sie Ihr schwermütiges Auge von ihren Trümmern, und lassen Sie es über das noch kahle, doch gewaltig umgepflügte Neuland der Seelen gehen, das unseres leidgereiften Wortesamens harrt. Wir sind angerufen — ob wir dem Rufe folgen, liegt an uns.

DIE BERAUBTEN

Was euch zerschlug der dunklen Mächte Faust,
War nur Gehäus' um eures Wesens Glocke.
Daß Schicksals Hammer ihr den Klang entlocke,
Der, euren Schöpfer lobend, aufwärts braust,

Ist der Beraubten hohe Anrufstunde,
Die Antwort heischt Gottes Liebesfrage.
Nicht um verwehte Blüten sei sie Klage;
Von Samen aus Verzicht nur geb' sie Kunde.

Was bricht, ist Tand nur vor dem Angesicht
Des Ewigen. — Gewogen mit Gewicht
Wird nur das Herz, das schwebende, das rang
Im Opfer frei sich aller Dinge Zwang.

Überwindung des Nihilismus?

Von O. M. VON NOSTITZ

Die furchtbarste Katastrophe der deutschen Geschichte hat uns nicht nur physische und materielle Vernichtung gebracht; die sichtbaren Bilder der Zerstörung sind zugleich Sinnbild eines geistigen Trümmerfeldes, unter dem sich nur zaghaft neues Leben zu regen beginnt. Während die meisten noch in dumpfem Schweigen verharren, sind es nur wenige Mutige, die sich hervorwagen und den tieferen Ursachen des Geschehens nachzuspüren suchen, um dadurch zu einer zukunftsweisenden Gesamtschau zu gelangen.

Das Buch Alfred Webers, des bekannten Heidelberger Soziologen, „Abschied von der bisherigen Geschichte“ mit dem Untertitel „Überwindung des Nihilismus?“ (Claassen und Goverts, Hamburg 1946) ist offenbar als solch ein Versuch gedacht. Denn das Vorhaben, das sich Weber gestellt hat, ist ein großes und entscheidendes, das im Titel, den er wählte, nur unvollkommen zum Ausdruck kommt. Die Darlegung der „äußeren soziologischen Umwälzung“, der Nachweis, daß die bisherige Geschichte, gegründet auf dem freien Nebeneinander und der Rivalität großer und kleiner Staaten abgeschlossen sei und abgelöst werde durch eine Art „Erd-syndikatsverwaltung“, eine „Monopolisierung des Machttriebes“ durch einige große Mächte — das alles gehört zwar zum Inhalt des Buches; im Mittel-